



Riemann

JAN GROSSARTH

Vom Aussteigen
&
Ankommen

*Besuche bei Menschen,
die ein einfaches Leben wagen*



Für Eva

Umwelthinweis:

Das für dieses Buch aus 100 % Recyclingfasern hergestellte
und mit dem blauen Engel ausgezeichnete Papier *Top Recycling Pure*
von Lenzing Papier, Austria, liefert Carl Berberich.

Die Einschumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung)
ist aus umweltfreundlicher und recyclingfähiger PE-Folie.

3. Auflage

Originalausgabe

© 2011 Riemann Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Lektorat: Ralf Lay

Satz: Barbara Rabus

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-50123-8

www.riemann-verlag.de

Inhalt

Warum aussteigen?	11
1 Ostvorpommern:	
Auf der Suche nach Alternativen	15
<i>Berlin verloren, Grünz gewonnen:</i>	
<i>Siedler in der Uckermark</i>	20
<i>Feigen aus dem Garten, Botschaften aus dem Jenseits ...</i>	28
<i>Die rot-grün gestreifte Selbstversorgertomate</i>	41
2 Ein politisches Ökodorf in der Altmark	44
<i>Ulkige Ute, grüner Gisi</i>	46
<i>Ein Bauer macht Ernst</i>	54
<i>Wir schwitzen gern für die Pferde</i>	63
<i>Die Pferde schwitzen gern für uns</i>	71
<i>Hirnwichsen? Mitfühlen!</i>	74
3 Der Waldmensch aus dem Westerwald	81
<i>Staub und Fett halten sich die Waage</i>	83
<i>Schafe sind Vegetarier, Städter sind Blutsauger</i>	91

4	Das Kloster in der Kölner Altstadt	100
	<i>Jesus guckt</i>	107
	<i>Der heilige Martin guckt</i>	116
5	Im Hausboot auf dem Rhein	123
	<i>Ein ganz normaler Kölner</i>	125
	<i>Im Bauch des Schnabeltiers</i>	128
6	Eine esoterische Gemeinschaft im Piemont	132
	<i>Die glückliche Familie Dendera</i>	137
	<i>Gräber im Berg, Leben auf Bäumen</i>	149
	<i>Ascona: Aussteiger um 1900</i>	160
7	Allgäu: Beim Stamm der Likatier	165
	<i>Der Hippie hinkt, der Lambrusco perlt</i>	169
	<i>Auf den Spuren der Muttergöttin</i>	178
8	Ein mittelalterliches Gehöft in Thüringen	189
	<i>Speck ist tot, Schinken lebt</i>	191
	<i>Noch pflügt der Jeep, bald der Ochse</i>	194
	<i>Meine Hände sind kalt, weil ich mich so klein fühle</i>	202
9	Heidelbeeren aus der Oberpfalz	207
	<i>Bezahlen mit Blaubeeren</i>	213
	<i>Das Modell Frank & Emmi</i>	219

10	Mit dem Gaukler aus Telgte im Odenwald	221
	<i>Bier trinken, Kinder werden</i>	226
	<i>Frankfurter Würstchen</i>	237
11	Nürnberg's junge Jesuiten	239
	<i>Wir essen den Armen die Suppe weg</i>	243
	<i>Vom freien Kapitalmarkt in den Gehorsam</i>	255
	<i>Von der Sommerromanze in die Keuschheit</i>	258
	<i>Ignatianische Exerzitien</i>	264
12	Leben ohne Geld in München	268
	<i>Wir finden Puffreis im Müll</i>	275
	<i>Träumen auf Nacktschnecken</i>	289
13	Edelgastonom mit Schweizer Almhütte	301
	<i>Schlappin in den Wolken</i>	303
	<i>Über die Berge zum Schinken</i>	309
	Warum ankommen?	313
	Dank	317
	Literatur im Reisegepäck	318

Auf dem Klo des Münchner Studentenwerks trank ich am Wasserhahn eine Minute wie ein Kalb am Euter seiner Mutterkuh, denn es war Nachmittag, und wir hatten heute überhaupt noch kein Wasser gefunden, nur etwas Essigsoße, zum Essen hatte es eine Kidneybohne gegeben, ein Melonenstück und die übliche Puffreisschokolade.

Wir gingen über die Leopoldstraße zum Lidl. Um fünf erreichten wir ihn, und wieder hatten wir Glück: Alle Container auf dem Parkplatz waren offen und voll. Doch leider hatte sich das Waschpulver einer aufgeplatzten Packung über Früchte und Camemberts gelegt wie Neuschnee über eine Almwiese. Die Brote hatten das Waschmittel aufgesogen. Vermeintliche Joghurts entpuppten sich bei genauerem Hinsehen als Becher mit abgelaufener Katzenmilch. Aber wir fanden auch genießbare Äpfel und einen Käse und gingen damit wieder zum Friedhof.

Dort setzten wir uns an den Rand eines Bassins aus Marmor und wuschen mit dem klaren Wasser, das für die Grabpflanzen gedacht war, das Obst. Mit Blick auf das Grab der Familie Westermeier aßen wir Äpfel und Käse mit dem Toastbrot von gestern. Einen Zehnerpack Eier versteckte Pavlik, der sich als Elfen bezeichnete, hinter einem Busch. Er wollte sie tags dar-

auf wieder abholen und für die Studenten braten, die zu seinem Workshop kommen würden.

*»Der Grund, warum ich kein Geld mehr benutze, ist einfach«, sagte er, »weil ich klar sehe, dass es keine Zukunft hat.«
Manchmal kam er mir vor wie der heilige Franziskus.*

Warum aussteigen?

Neulich stand in der *Frankfurter Rundschau* die Geschichte von einem Steward aus Amerika. Als ihm ein Koffer aus der Gepäckablage auf den Kopf fiel, hatte der Steward genug, und als das Flugzeug auf der Landebahn abgebremst hatte, machte er sich eine Dose Bier auf und ließ die Rutsche, die für Notlandungen über dem Meer vorgesehen ist, aus dem Ausgang des Fliegers rollen. Er nahm einen Schluck und rutschte. Er war ausgestiegen. Angekommen war er auf einer Landebahn.

Gründe dafür, auszusteigen, werden zahlreiche genannt, etwa Endzeiterwartungen in einer Welt, in der Rohstoffe knapp werden und deren immer komplexere städtische Strukturen mit einem Computervirus ins Chaos gestürzt werden können. Es gibt ideologische, lebenspraktische oder religiöse Motive. In der bürgerlichen Welt sind meist die praktischen ausschlaggebend: Wenn der Frust der Menschen, die eine gute Ausbildung und Wohlstand anvisieren oder erreicht haben, aber dafür mehr und mehr Freiheit aufgeben müssen, groß genug ist, denken sie plötzlich darüber nach, Ziegenhirt in den Pyrenäen zu werden oder einen Warsteiner-Treff in Dubai zu eröffnen. Es werde doch immer schlimmer: Die Konzerne verlangten von ihren Angestellten die totale Mobilität und Vierzehn-Stunden-

Tage, schließlich hinterließen sie den Psychologen und Selbstfindungs-Seminarleitern die ausgequetschten Zitronenschalen, etwa die fünfundvierzigjährige Betriebswirtin, die schlimmstenfalls ohne Gummirutsche aus dem Fenster steigt.

Je mehr Firmen-Kontaktabende und Karrieremessen man zum Beispiel während eines Wirtschaftsstudiums besucht, desto eher könnte man geneigt sein, den Einstieg in diese Welt zu vermeiden. Die Sprache der Stellenanzeigen, die Lebensläufe ohne Ecken und Kanten einfordern, scheinen lebensfern, wie auch die Rhetorik der Manager, die von »Highperformern« sprechen, für die in ihrem Unternehmen immer ein Platz frei sei, und die unter den besorgten Blicken der unteren neunzig Prozent im Hörsaal ihren eigenen Glanz sehr genießen. Da kann man schon einmal auf die Idee kommen, dass es vielleicht besser sei, sich von diesen Leuten gar nicht erst abhängig zu machen, sondern etwas Einfaches zu arbeiten, einen Imbiss aufzumachen oder einen Waffelstand, Hauptsache, ich darf ich selbst bleiben. Diese Karrieremessen sind eine Ausprägung unserer Gesellschaft, die Neuorientierung selten toleriert, die in den meisten Bereichen immer noch Linearität fordert im Lebenslauf und in den Einstellungen. Da ist ein Ausstieg oft eine tragische Abnabelung, ein Bruch mit der bürgerlichen Welt, wenn keine Alternative mehr gesehen wird.

Neben den Aussteigern, die vor der Entfremdung flüchten, gibt es aber auch die radikal Konsequenten. Sie müssen nicht erst in den Tretmühlen stecken, sondern machen per se das, was sie selbst richtig finden. Narzissten, Fanatiker, die sowieso nur als Einsiedler leben könnten, womöglich. Oder Charaktere, die einen so starken Eindruck hinterlassen, dass eine Begegnung mit ihnen nachwirkt und Konsequenzen für das eigene Leben verlangt. Für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* hatte

ich im Jahr vor dieser Reise, im Sommer, solch einen Menschen besucht, einen Selbstversorger. Wir lebten einige Tage zusammen, ernteten Heu und pflückten Kirschen. Erst bekam ich von unseren Gesprächen Migräne. Alle seine Gedanken kreisten um die Idee, dass nur die Landarbeit mit Muskelkraft nachhaltig sei und wir alle bald dahin zurückmüssten. Seine Welt war eine ganz andere. Die Begegnung ging mir nicht mehr aus dem Kopf.

Jetzt bin ich von einer Reise zu vielen Menschen zurück, deren Lebensformen und Motive für ein einfaches Leben sehr unterschiedlich waren. Unangepasst zu leben ist fast immer mit materiellem Verzicht verbunden, das einte alle: das einfache Leben. Auch wenn für jeden Einzelnen »einfach« etwas anderes bedeutet.

Die Kopfschmerzen kamen wieder, aber auch die Bereicherungen. Foucault schreibt in seinem Werk *Wahnsinn und Gesellschaft*, wenn der Vernünftige nicht mehr mit dem Wahnsinnigen kommuniziere, sei er mit Sicherheit selbst ein Wahnsinniger. »Man wird sich seinen eigenen gesunden Menschenverstand nicht dadurch beweisen können, dass man seinen Nachbarn einsperrt« – so zitiert er Dostojewski. Von April bis Juni habe ich den Wahnsinn des Büroalltags verlassen und einfach mit Leuten gelebt, die immer einfach leben. Die Reise in den Alltag der Kleinbauern, Mönche und vom »Peak Oil« oder »New Age« inspirierten Siedler, die für mich ein Selbstversuch war, vielleicht eine Reise in die Zukunft, in jedem Fall auch ein Abstecher in die lebendig gebliebene Ideengeschichte, beginnt mit einer Suche nach einfachem Leben in Mecklenburg-Vorpommern.

KAPITEL I

Ostvorpommern: Auf der Suche nach Alternativen

Die graue Ostsee und der graue Himmel waren am Horizont fast eins geworden. Die Felder lagen weit und leer. Lastwagen fuhren auf einer Straße, die die Boddenwiesen durchschnitt. Als sich Himmel und Erde am Horizont hinter einem Schleier aus Regen immer näher kamen, legte sich das Bild einer dicken Frau über das Naturschauspiel. Sie trug eine blaue Uniform. Die Kontrolleurin spiegelte sich im Zugfenster und fragte nach meiner Fahrkarte.

Leise rollte die Bäderbahn über Usedom, sie hatte ein Herz für die Prärie und hielt an jedem menschenverlassenen Bahnsteig. Die Kontrolleurin nickte und wollte weitergehen, da fragte ich sie, ob sie wisse, wo auf der Insel es alternative Hofgemeinschaften gebe. Das wusste sie nicht, aber vielleicht jemand in Stubbenfelde, das sei ländlich und weniger touristisch als die anderen Orte. Ich ließ die Ostsee und den Himmel aus dem Blick, denn ich war nicht hier auf der Insel, um die Freiheit des Himmels zu suchen, sondern die Freiheit der Menschen.

Regen und Wind begrüßten mich in Stubbenfelde, vom Bahnsteig ging ich über ein Feldsträßchen von Haus zu Haus. Friedliche Tauben kreisten über den Wohnhäusern. Regentröpfchen trugen Meeresdüfte von Salz und Algen durch die Luft. Wenn mir mal ein Mensch entgegenkam, fragte ich nach Aussteigern.

»Wat suchen Sie?«, wunderte sich eine Gemüsearbeiterin, die in dem Vorgarten mit dem Taubenstall stand.

»Nee, Kommune, so wat gibt hier nicht«, sagte ein alter Mann, der hölzern von seinem Hollandrad abstieg.

»Nö, ham wir nich«, sagte die Postbotin.

Ich hatte schweres Gepäck und stieg in die nächste Bäderbahn, die wieder zurückfuhr und hinein ins arme Land. Usedomer Inselbäder zogen vorbei. Jetzt war ein Stau auf der Landstraße. Viele Autos hatten fremde Kennzeichen, Polen kamen zum Urlaub und Dortmunder und Münchner. Diese Insel florierte und dachte nicht ans knapper werdende Erdöl. Alternatives Leben auf Usedom zu suchen, das war keine gute Idee. Aber im Hinterland würde die vergangene Welt der Kleinbauern, Künstler und Klöster dann ja vielleicht beginnen, eine Reise zu Menschen, die schon immer wenig gehabt, schon immer Kultur hervorgebracht hatten, die heute die Letzten ihrer Art waren – oder doch wieder Avantgarde.

Die Reise ins einfache Leben fing in Ostvorpommern an, also dort, wo auch das Spiel »Mensch ärgere Dich nicht« beginnt: ganz in der Ecke. In dieser Ecke war das Leben nicht leicht. Es gab Landflucht und Arbeitslosigkeit, aber das konnte ein guter Nährboden für neues Leben sein, das freiwillig einfach war. Ostvorpommerns verlassene Höfe und das weite Land mussten Menschen anziehen, die wieder von der freien Feldarbeit träumten, so wie Ernst Wiechert in den frühen dreißiger Jahren, die hierhergezogen waren, um ihren flachen Fernseher und ihre goldene Verbeamtungsurkunde und ihre Zahnzusatzversicherung über Bord zu werfen, damit Freiräume entstehen, die wieder vom Leben ausgefüllt werden können. Denn in Ostvorpommern gab es mittlerweile Bauernhöfe für fünfundzwanzig-

tausend Euro, halb zerfallen oder ganz in Ordnung, und dazu so viel Land, wie es ein Mensch benötigt, um sich selbst zu versorgen. In Frankfurt kostete eine Autogarage so viel. In Zwangsversteigerungen sollen Vorpommer'sche Höfe schon für fünftausend Euro verkauft worden sein. Es wäre möglich, sein Reihenhaus im Westen für zweihunderttausend Euro abzugeben, hier einen schönen alten Hof zu kaufen und von Gartenarbeit und vom Aldi bis zum Tod zu leben. »Sorgenfrei«, »ausgesorgt« – zwei Lebensziele, die doch eigentlich weit oben standen in der bürgerlichen Lebensagenda.

Ein Regionalexpress fuhr von Züssow aus weiter ins Hinterland. Anders als die ruhige Bäderbahn quietschte er und klang nach Schwermetall und Hydraulik. Der Zug durchquerte Rapsfelder, die bis zum Sichthorizont reichten, dann Birkenwälder, dann wieder Rapsfelder. In den Orten standen, zwanzig Jahre danach, immer noch sozialistische Betonruinen, sie waren von guter Qualität.

Weil ihr Name melancholisch klang und sie weit genug vom Tourismus der Küste entfernt war, blieb ich eine Nacht in der Stadt Torgelow. Ein heruntergekommener Bahnhof war ihr Eingang. »Alle Wessis sind Scheiße!!!«, stand auf seiner Backsteinwand.

Die Bahnhofsgaststätte hatte geschlossen, das erste Wirtschaftsunternehmen in der Bahnhofstraße war ein Bestattungsinstitut. Der Sänger DJ Ötzi war auf Plakaten angekündigt, er sollte im Sommer in der Stadthalle auftreten. Dann würden sich zwei treffen, die ihren Zenit überschritten hatten, und sie würden gemeinsam tanzen, Torgelow aus Ostvorpommern und Ötzi aus Tirol. Ansonsten war hier alles deutsch: Eines der teureren Gerichte bei Mama Mia hieß »Pizza Prachtvoll«, und

in Torgelow schnitten noch deutsche Männer Dönerfleisch vom Spieß. Das Raucherstübchen bot Tomatensuppe mit Brot für einen Euro an. Warum sollte in Torgelow jemand seine Tomaten da noch selbst anbauen?

Ich sprach auf die Mailbox meines Handys, ich sei für ein Vierteljahr verreist und nicht erreichbar. Nicht erreichbar! Dem kleinen Piepmatz diesen Satz ins Ohr zu sprechen, den »Aus«-Knopf zu drücken und es ernst zu meinen, das brachte ein Glücksgefühl.

Ganz andere Signale sendete mein Zahn. Er schmerzte bis in die Schläfen, denn kurz vor Reisebeginn hatte ich eine Wurzelbehandlung gehabt, um dann für die kommenden drei Monate die Krankenversicherung zu kündigen. So viel Integrationsbereitschaft musste sein auf einer Reise ins einfache Leben, die ja auch ein Selbstversuch war.

Auch in Torgelow war der erste Eindruck enttäuschend: nirgends eine Kommune, keine Selbstversorger, kein Bundesrichter, der zur Bio-Zucchini konvertiert war. Ich suchte im Rathaus Rat. Letzte Tür links, da saß Herr Blume, der Pressesprecher der Stadt Torgelow. »Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob es solche Leute noch gibt«, sagte Herr Blume.

Ich betrat eine Bäckerei und fragte nach alternativem Leben. Ein Gast meinte, »so Leute« gebe es fünf Kilometer stadtauswärts. Ich folgte der Spur. Entlang der Straße zum Friedhof standen auf Rasenparzellen, die aussahen wie in Fertighausprospekten, weiße quadratische Häuser, konfektioniert wie Oberhemden aus dem Otto-Katalog. Die Sparkasse wollte sie loswerden, dann doch für fünfundsiebzigtausend Euro.

Hinter dem Friedhof führte ein Weg links in den Wald. Aus dem Wald führte ein Steg wieder heraus. Er trug meine Füße trocken über feuchtes Grünland, auf dem Ziegen weideten.

Weiter vorn tat sich ein Wall auf, der mit gen Himmel gerichteten Stammspitzen gegen Angreifer geschützt war. Das konnte so einen Abenteurer wie mich nicht zurückhalten. Ich durchschritt den Wall durch eine Pforte. Dahinter eröffnete sich ein Blick auf Lehmhütten, Rieddächer, Strohballen und Feuerstellen. Oh, was gab es für sonderbare Aussteiger in diesem Landstrich! Auf dem Boden hatten sie eine Steinspirale ausgelegt. War wohl ein ritueller Ort. Doch Eispapier lag auf dem fein gemulchten Grund. Es war ein Museumsdorf. Ein Ukranenland für Grundschüler.

Das Dorf war verlassen, doch in einer Schmiede standen noch zwei Ukranen in grünen Gewändern. Sie tranken Bier aus Plastikflaschen und sagten, ich sei zu spät, um das Museumsdorf zu besichtigen. Und zu spät, um den Aussteiger zu besichtigen. Bis vor drei Jahren habe hier ein Mann aus Bremen gelebt, ein früherer Mitarbeiter von BMW. Er sei Mitte vierzig gewesen, habe allein seine slawische Hütte erbaut und darin einen Winter und einen Sommer lang gelebt wie die Menschen vor tausendvierhundert Jahren. Der Mann war weg, die Hütte war noch da und in den Besitz des Museums übergegangen. Sie hatte eine Holzliegefläche zum Schlafen, im Herzen eine Feuerstelle, die überhangen war mit Wildschweinfell, damit keine Funken das Strohdach entzünden konnten. In einer Ecke stand ein Holzkasten-Klo, darunter ein Eimer. Nach seinem Jahr im Ukranenland, habe man gehört, zog der Sonderling nach Sri Lanka, lernte eine Frau kennen und bezog mit ihr eine Villa, erzählte einer der Männer in den grünen Gewändern. Vielleicht war ihm das Leben als Germane unterm Wildschweinfell doch nicht »sorgenfrei« genug. Aus der Enge der Büros heraus betrachtet, schillerten die Ideen vom Landleben oft wunderbar, doch aus der Unsicherheit des Menschen, der in der Welt ohne

Versicherungen und Bezüge lebte, schienen die Büros dann wieder wie Schutzkokons. Der Germane lag jetzt wohl an einem Südseestrand.

*Berlin verloren, Grünz gewonnen:
Siedler in der Uckermark*

Ein Zug brachte mich nach Prenzlau, von dort fuhr der Bus nach Grünz, das deshalb mein nächstes Ziel war, weil es dort einen abgelegenen Gasthof gab, das Deutsche Haus nahe der polnischen Grenze.

Bloß dienstags und freitags fuhr dieser Bus, und es war ein Glück, dass Dienstag war. Der Bus war kein Bus, sondern ein Taxi und fuhr durch ein ozeanisch weites Rapsfeld. Die Energiewende zeigte sich blühend, sie erinnerte daran, dass das Erdöl nicht ewig sein würde. Zwar sagten das die Zivilisations-skeptiker schon seit Jahrzehnten, aber dass sie doch irgendwann mal recht haben sollten und der Wohlstand vom Öl abhing, war ja sonnenklar. Windräder warfen ihre Schatten auf die gelben Felder, der Raps nahm kein Ende, und das Taxi überquerte die Gaspipeline Nord Stream, die aus Russland kam, hier noch eine Baustelle war und bald die europäische Energieversorgung sicherstellen sollte.

Das Taxi fuhr unter einer Brücke der Autobahn A 11 hindurch, die Berlin mit Stettin verbindet und von der es heißt, sie sei in den achtziger Jahren noch so wenig befahren gewesen, dass Bauern Strohballen auf der rechten Fahrspur gelagert und Kinder dazwischen Federball gespielt hätten.

Im Deutschen Haus antwortete die Wirtin auf die Aussteigerfrage: »Meinen Sie so Leudde, die aus Berlin hierherkom-

men und nicht mehr arbeiten? Jo, kann sein, dass es die hier gibt, aber ich weiß nicht, wo.« Sie ging in die Küche, wo die Köchin Schweinebraten mit Gewürzen spickte, lieh mir für die Suche ihr Fahrrad, und ich fuhr die Dorfstraße hinab. Das Dorf Grünz bestand nur aus dieser einen Allee und aus einer abzweigenden Straße. Auf einem Plan stand, dass einmal im Monat der Büchereibus kam und zwanzig Minuten blieb. Hätte es das Internet noch nicht gegeben, wäre es für einen Menschen in Grünz kaum möglich gewesen, nicht zum Hinterwäldler zu werden. Nun relativierte sich die Distanz von Stadt und Land.

Die Dorfstraße führte bergab zu einem See. An einer Hofeinfahrt stand eine Frau, die eine beigefarbene Weste aus dicker Wolle trug, eine blaue Arbeitshose, einfache Arbeitskleidung einer Landwitwe von 1950. Sie trug eine Brille, ihr Haar war lang und grau. Sie wirkte wie eine Frau, die die Härten des Lebens kennengelernt und sich ihren Frieden trotzdem bewahrt hatte. Sie sah so aus, als sei sie zugezogen, aber arbeitete trotzdem.

»Was suchen Sie?«, fragte sie über die Gartenpforte.

»Wahrscheinlich Sie.«

»Mich?«

Über gemähten Rasen, in dem wilde Kräuterinseln standen und auf dem ein Ständer mit Wäsche zum Trocknen hing, gingen Sabine und ich ins Haus, dessen Backstein an manchen Stellen so hell war, als sei er mit Kreidewasser überstrichen worden. In der Stube knisterte der Kamin. Das Inventar war teilweise antik, teils dreißiger Jahre, fünfziger, siebziger. Das meiste kam von Flohmärkten. Unter den Fensterbänken standen Setzkästen mit Gemüsekeimlingen. Im Badezimmer stand eine Emaillewanne auf Zierbeinchen wie aus einem Film der Vorkriegszeit.

Draußen befand sich der alte Schweinestall, der jetzt die Galerie der Landarbeiterin war. Von ihrer Malerei lebte sie aber nicht, sondern vom Garten und von drei Tagen, an denen sie im Bioladen in Prenzlau arbeitete.

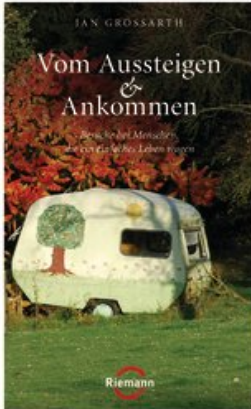
Zum Tee gab es Kuchenreste. Wir froren, obwohl der Ofen sein Bestes gab, und wärmten unsere Hände an den Teetassen. Sabine war in Berlin aufgewachsen. Sie lebte hier mit ihrem Mann Thomas, der gleich von einer Lehmhaus-Baustelle wiederkäme, wo er arbeitete. Dieser schöne Hof hatte Sabine und ihren Mann fast nichts gekostet, aber sie mussten mutig sein und viel Arbeit auf sich nehmen. Als sie hierherkamen, hatten sie auch fast nichts. Sie waren typische Wendeverlierer, 1989 begann für sie der materielle Abstieg. Als die Berliner Mauer fiel, lebte Sabine mit ihrem damaligen Mann und ihren zwei Kindern noch in einer großen Mietwohnung in Prenzlauer Berg, doch die Mieten schossen hoch wie Aktienkurse, und schnell kostete die Wohnung mehr als fünfhundert Mark statt hundert. Sabine war zweiunddreißig, Ostberlin in Aufbruchsstimmung, aber sie kam schnell zu der Auffassung, dass sie im falschen Boot saß: zu alt und zu gebunden, um mit aufzubrechen. Als Bibliothekarin bekam sie keinen Job. Der wachsende Wohlstand Ostberlins drohte Sabine und Thomas aus der Stadtmitte herauszuspülen wie Wellen Muschelreste an einen Strand. Das freie Deutschland schien für Sabine und Thomas einen Plan zu haben, der mit ihren Vorstellungen nicht zusammenpasste: Plattenbau, Marzahn oder Neukölln. Sabine fiel eine Zeitschrift in die Hände, in der Aussteiger porträtiert waren, unter anderem stand darin die Geschichte eines Berliner Professors, der seinen Besitz verkauft hatte und nach Südfrankreich aufs Land gezogen war. Sabine und Thomas hatten leider kaum etwas zum Verkaufen.

Aussteigen, das war eine Idee aus dem bürgerlichen Westen. In der DDR war das Leben ohnehin für die meisten Menschen einfach, der Arbeiter-und-Bauern-Staat war stellvertretend für alle aus den Zwängen des imperialistischen Weltkapitalismus ausgestiegen, und für den Einzelnen war darüber hinaus kein Ausstieg mehr vorgesehen. Jetzt war Berlin frei, doch Sabine und Thomas fühlten sich nicht frei.

»Ich wollte mich lösen von den Dingen, die alle taten. Von der rasanten Anpassung«, sagte Sabine. Die DDR wollte sie wirklich nicht zurück, aber die neue Welt hatte sie sich auch anders vorgestellt. Hier liefen alle dem Geld hinterher. Es schien ihr, als sei es kaum noch möglich, sich selbst zu erhalten. Sabine fragte sich, wo sie sich als alte Frau sehen wolle in vierzig Jahren, und der naive Wunsch, dann in einem Garten vor einem Landhaus zu sitzen und Kinder und Enkel mit Kuchen zu bewirten, war am stärksten. Ein Makler zeigte Sabine und Thomas Höfe in der Uckermark, sie kauften das Haus in Grünz für fünfundfünfzigtausend Mark: mit einem Kredit, Baukindergeld, Arbeitslosenhilfe und Dorferneuerungs-Fördergeld. 1997 zogen sie ein. Mittlerweile war ihr gemeinsames Kind geboren, Sabines drittes, bald kam das vierte.

Ein Sprung aus Berlin ins einfache Leben, so wie bei Ernst Wiecherts Romanfigur Thomas von Orla, als der Erste Weltkrieg noch der »große Krieg« war. Ihn führte die Suche nach unschuldigem Landleben nach Ostpreußen, wo er Fischer wurde in einer Welt der Hechte, Haubentaucher und der goldenen Sonne. Er wollte seine Jahre nicht mehr zubringen wie ein Geschwätz:

Güte und Weisheit und nichts haben wollen. Frieden schließen, aber den Frieden, hinter dem kein Krieg mehr steht (...), und er bedachte, dass bei reiferer Erkenntnis dem Menschen wohl nicht



Jan Grossarth

Vom Aussteigen und Ankommen

Besuche bei Menschen, die ein einfaches Leben wagen

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-570-50123-8

Riemann

Erscheinungstermin: April 2011

»Es war die erste Nacht in meinem Leben, die ich mit einem bayerischen Filzhut auf dem Kopf verbrachte. Das Auto stand auf Laub und Schafkot ein paar Meter vom Bauwagen den Hang herab. Unten im Dorf leuchteten Straßenlichter, von oben blöckten abwechselnd ein Lamm in Engelstönen und ein altes Schaf, das klang wie eine Motorsäge. Es war das erste Mutter-Kind-Gespräch nach der Geburt.«

Einfach leben, unabhängig werden. Das wünschen sich viele Menschen. Einen Sommer lang hat Jan Grossarth, Redakteur der F.A.Z., Aussteiger besucht und ihren Alltag geteilt. Bewundernd und verwundert beschreibt er seine Reise von Vorpommern bis Norditalien. Sie führt in ein streng geregeltes Öko-Dorf, zu einem freien Waldmenschen, zu Jesuiten und einem Informatiker, der sich von Abfällen ernährt. Jenseits der bürgerlichen Welt scheint manches sonderbar – nicht zuletzt die bürgerliche Welt selbst.

 [Der Titel im Katalog](#)